

Psychopathologie des Islam

Innenansichten des „ungeglaubten Glaubens“

„Die [islamischen, N.W.] Fundamentalisten, ungefestigt, mit einer ahistorischen Sehweise, fürchteten Verunreinigung durch das Fremde. Aber der Fundamentalismus bot nichts. Er trieb die Menschen zu einem unversöhnlichen Glauben; er bot eine politische Wüste. Er vergewaltigte das ‚Fundamentale‘; nie konnte er den Rest der Welt aussperren.“

V.S. Naipaul, Eine islamische Reise

Irgendwann im Jahr 626 oder 627 u.Z. Die Anhänger einer neuen Spielart des Monotheismus im Orient, des Islam, führten zum wiederholten Male Krieg, um Ungläubige zu vernichten oder zu bekehren. Eines Tages wurde Aischa, eigentlich noch ein Kind, aber schon die Lieblingsfrau des alternden Propheten Mohammed, aus ungeklärten Gründen von dessen Karawane zurückgelassen und stieß erst am nächsten Morgen in Begleitung eines schmucken jungen Soldaten wieder zu ihr. „Unerhört!“ rief die Gefolgschaft des Propheten, und Ali, ein Vetter Mohammeds, forderte gar, daß sich der Prophet Aischas sofort zu entledigen habe. Der Prophet, der den Gesichtsverlust fürchtete, seine jugendliche Gespielin aber doch nicht aufgeben wollte, war tagelang bedrückt und wußte keinen Ausweg; doch dann offenbarte ihm gottlob und wie so häufig Allah etwas: Nämlich, daß es, um einen Ehebruch zu beweisen, vierer Zeugen bedürfe und daß derjenige, der unbegründete Gerüchte über die Unzucht verbreite, mit 80 Peitschenhieben zu bestrafen sei.

Eine weitreichende Offenbarung: Heute noch werden überall, wo nach islamischem Recht, der Scharia, gerichtet wird, eben diese vier Zeugen (wobei ein männlicher Zeuge so viel gilt wie zwei weibliche!) benötigt, um außer- oder im Falle der Frauen auch voreheliche sexuelle Entgleisungen zu beweisen. In einer rigiden und straffreudigen Gemeinschaft, wie sie für den Islam typisch ist, sieht diese Regelung zunächst wie ein Schutz gegen willkürliche Verleumdung aus, der natürlich im Ernstfalle vor den Phantasiekampagnen der kollektiven Verdrängung gegen einzelne versagt. Besonders im Fall einer Vergewaltigung aber erweist sich diese Regelung als Perfidie: Denn zur Beweisführung, daß ein uneheliches Kind oder der Verlust der Jungfräulichkeit auf eine Vergewaltigung zurückgeht, gilt dieselbe Zeugenregelung. Kein medizinischer Beweis, kein psychologisches Gutachten, keine kriminologi-

sche Beweisführung, die vor jedem weltlichen Gericht Bestand hätte, kann einen Mangel an Zeugen wettmachen, wie er für die Vergewaltigung aber typisch und zu erwarten ist. Nicht nur bleibt das Verbrechen des Mannes fast immer ungesühnt, nein, die deflorierte oder gar schwangere Frau gerät ins Visier der islamischen Richter: Der nachweisbare Verlust ihrer Jungfräulichkeit oder die Frucht, die aus dem Gewaltakt erwuchs, legt nun beredtes Zeugnis ab vom liederlichen Verhalten, von der Sündhaftigkeit der Frau. Die den Gesetzen Allahs treu Ergebenen sorgen sich um die Reinheit der Gemeinschaft der Gläubigen und schreiten – im Falle des „Ehebruchs“, also wenn die Frau keine oder nicht ausreichend Zeugen für die Vergewaltigung beibringen kann – zur Steinigung des Opfers.

Und solches ist beileibe kein bloßer, bedauerlicher Anachronismus, den abzuschaffen über die Jahrhunderte bloß vergessen wurde, der keine Anwendung mehr findet. Im Gegenteil: Als unlängst im islamischen Norden Nigerias eine Frau gesteinigt werden sollte, weil sie ein Kind von einem anderen als ihrem Ehemann gebar, die Umstände der Zeugung allerdings den Tatbestand der Vergewaltigung nahelegten, rettete ihr – neben massiven Interventionen westlicher Frauenrechtler – allein die Tatsache das Leben, daß zum Zeitpunkt der „Tat“ die Scharia als Gesetz noch nicht in Kraft getreten war. Daß das bisher gültige weltliche Gesetz auf ihren Fall anzuwenden sei, war der Umstand, der ihr zum Freispruch verhalf.

„Ein Einzelfall! Schrecklich, aber: Einige durchgeknallte Fundamentalisten in irgendeinem afrikanischen Land sind doch nicht repräsentativ für den ganzen islamischen Raum! Unrühmliche Ausnahmen gibt es doch überall, es sind schließlich auch nicht alle Christen so wie die Mormonen in Utah...“, beruhigte sich die Öffentlichkeit, die sich über die übliche Rechtspraxis der Scharia im Sudan oder in Afghanistan nicht aufzuregen vermochte, genausowenig wie über das Scharia-kompatible Sexualstrafrecht aller arabischen Länder. Nein, Utah ist nicht gleich Nigeria und Nigeria beileibe keine Ausnahme.

Die Gegenwart einer Illusion

„Religion ist die universelle Zwangsneurose“ lautet Freuds vernichtendes Ur-

teil über die Religion. Das heißt aber nicht, daß alle Religionen gleich wären und auch nicht, daß die Umstände, die zur Ausbildung dieser Zwangsneurose führen, stets dieselben wären. Ursprünglich entsteht religiöser Kultus an dem Punkt der gesellschaftlichen „Kulturentwicklung“, wo die Natur nicht nur als chaotische Übermacht, sondern auch als manipulierbare Kraft erfahren wurde. Zunächst sollten magische Abbildungen die Natur dem menschlichen Zweck gewogen machen, jedoch erwies sich, daß trotz dieses Kultus, trotz aller Anstrengungen, allen Triebverzichts, den die Gemeinschaft vom Einzelnen forderte, weiterhin Krankheit und das unvorhersehbare Spiel der Elemente die „Kulturgemeinschaft“ bedrohten. Auch der Tod, der größte Schrecken eines jeden, ließ sich nicht abwenden. Die Beschwörung der großen Mutter, der die Menschenopfer galten, bannte alsbald die Natur als Ganze in eine dem Menschen vertraute Form. In dem Maße, wie die organisierte Landwirtschaft verdeutlichte, daß es weniger um die Huld der „mütterlichen“ Erde, sondern um die Anwendung geeigneter Methoden ging, verschob sich die religiöse Imagination auf sowohl stärker vermenschlichte als auch vermännlichte Göttercharaktere. Das trotz des Fortschritts von ähnlichen Ängsten wie zuvor bedrohte Selbstgefühl des Menschen verlangte nach Trost, und ähnlich dem Kinde, welches seinen Vater ob der von ihm verlangten Versagungen und potentiellen Strafen zwar fürchtet, den es aber ob des Schutzes, den er ihm vor den Gefahren der großen weiten Welt bietet, nicht missen mag, gibt er dem, was ihn bedroht, den Kräften der Natur, menschliche Gestalt, schafft sich Götter nach dem Vorbild der eigenen Väter (und der untergegangenen großen Mutter). Wie das eigene ist das Leben der Götter in der Vorstellung der Menschen fortan dominiert von Versagungen, Zank und Eifersüchteleien, vom Kampf des Menschen mit den Vorschriften der Kultur also, als dessen bloßer Ausdruck das Spiel der Elemente nun begriffen wird und dem eben, weil es von den hinlänglich bekannten Leidenschaften und Entsagungen geprägt scheint, der Schrecken genommen wurde: Das Opfer wird zum listigen Tauschgeschäft, man prellt die Götter mit Nutztieren und Schmeicheleien um das ehemalige Menschenopfer.

Die komplette Identifikation der natürlichen Erscheinungen mit einzelnen Charakterzügen der Mitglieder der Götterwelt

läßt diese aber so unberechenbar werden wie die Natur trotz aller Fortschritte in ihrer Beobachtung und Beschreibung geblieben ist. Daß das göttliche Prinzip, das des Schöpfers und Lenkers, allerdings ungezügelter Launenhaftigkeit unterworfen sein soll, begann der gesellschaftlichen Erfahrung zu widersprechen, in der Erfolg und Triebverzicht eindeutig zusammen gehörten; erste Zweifel regten sich fortan an der Unerforschlichkeit der Götter Ratschluß. Den Anhängern Moses dämmerte wohl zuerst die Einsicht, daß es einen Allmächtigen geben müsse, der über dem Schicksal eines jeden, sogar über dem der Götter stehe – die Vorstellung von Gott als einem allmächtigen Schöpfer und Wächter, der Monotheismus, war entstanden. Nun, da Gott ein Einziger war, konnte die Beziehung zu ihm die gleiche Intensität wie die des Kindes zum Vater gewinnen. Als ideeller Urvater wachte er fortan – als, zumindest im Christentum und Islam, in einem Leben nach dem Tode bestrafende und belohnende Instanz – über die Einhaltung der Kulturvorschriften; die „Seele“ des Menschen, seine geistige Essenz, wurde damit endgültig in Gegensatz zur somatischen Triebhaftigkeit gesetzt, aber auch zugleich Objekt der Erhöhung und Verfeinerung des bisher unvollkommenen kulturellen, d.h. moralischen, Lebens der Menschen. Gott, als Vater und Geist zugleich, tritt nun „der Natur als das andere Prinzip entgegen, das nicht bloß für ihren blinden Kreislauf einsteht, wie alle mythischen Götter, sondern aus ihm befreien kann“ (1) indem sich sein Geist, stofflich geworden im Denken und Handeln der Menschen, eben über sie erhebt, dem menschlichen Dasein einen Sinn jenseits aller irdischen Zwänge gibt. Die Gleichzeitigkeit von Verfeinerung der Kultur und Ausdehnung der Versagung macht das Konzept des Paradieses überhaupt erst denkbar, welches die Gläubigen mit dem Tode insofern aussöhnt, als daß er die Pforte in das Reich der Versöhnung von Geist und Trieb aufstößt. Im Falle des Islam in seiner Regelungswut gerät selbst das Paradies nur zu einer idealisierten Darstellung der ohnehin auf Erden schon herrschenden Verdrängung (s.u.).

Mit der Entstehung der bürgerlichen Wissenschaften regten sich allerdings erste Zweifel an der Glaubwürdigkeit der religiösen Erklärung der Welt, der Göttlichkeit der Kulturvorschriften, ja gar an der Existenz Gottes selbst. Die Stimme des Intellekts erklang, wie Freud sagt, erst leise, ruhte aber nicht bis sie sich Gehör verschafft hatte: Nicht um den Beweis der Existenz Gottes drehte sich fortan die Philosophie, sondern um den Einzelnen als Herrn seiner selbst, der seiner selbst doch nicht mächtig ist. Aus „Ich denke, also ist

Gott“ wurde „Ich denke, also bin ich“. Dieses „Ich“ mag in der Lage sein, der Natur und den „gesellschaftlichen Tatsachen den religiösen Schleier abzureißen“ (2), ist seinerseits aber – seit der Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftens – konstitutiver Bestandteil einer Ökonomie, welche dem Einzelnen ebenso allmächtig und rätselhaft erscheint wie einst die unverstandene Natur: Was „Ich“ denkt, versteht es nicht. Regiert vom Wert, also einem „bloß Gedachten, das zugleich das Allwirklichste“ (Adorno) ist, führt all sein von Vernunft geleitetes Streben, das einst versprochene Glück doch noch zu erreichen, zu noch mehr Frustration: Entgegen aller anderslautenden Erwartungen stellt „Ich“, der Bürger, z.B. fest, daß sich sein Eigenwohl keineswegs mit dem allgemeinen deckt, daß aller technischer Fortschritt nicht etwa dazu dient, seine Arbeit zu erleichtern, sondern seine Existenzgrundlage raubt. Statt den einstigen Glauben also in die Asservatenkammer der Ideologie zu verbannen, halten die zu bloßen Behältern potentieller Arbeitskraft degenerierten Einzelnen an den unbeweisbaren, damit aber auch unwiderlegbaren religiösen Wahrnehmungsformen fest, jenen „Fetischen“ des Warentausches. Nicht nur durch bloße falsche Denkformen herrscht eine neuartige „Religion des Alltagslebens“ (Marx), sondern auch in Gestalt einer neuerlichen Infantilisierung des vergesellschafteten Subjekts als Ganzen. Im Gegensatz noch zu Kant, der die Religion als äußerliche Machination zur moralischen Fundierung der Gesellschaft kühl einkalkuliert hatte, heftet sich der zur Illusion transformierte Glaube wider besseren Wissens an Vorstellungen, die, weil Kapitalismus die Krise in Permanenz ist, den väterlichen Halt und Zuwendung versprechen, welche die vom Numinosum des eigenen gesellschaftlichen Zusammenhanges Geängstigten so nötig haben. Auf der Basis von Warenproduktion und Weltmarkt – und letzterer hat schon längst auch den arabischen Raum sich einverleibt – kehrt das Archaische – der Glaube – eben nicht bloß zurück. Es reproduziert sich als Konsequenz einer an ihren eigenen Bestimmung gescheiterten Aufklärung bis in die Tiefe des Seelenlebens der Subjekte hinein. Die Religion kehrt nicht als das zurück, was sie einst war, sondern als regressiver Mummenschanz, der sich aus dem Kostümfundus und Zitatenschatz des Altgebrachten bedient. Der solcherart „ungeglaubte Glaube“ (Adorno) verdankt sich daher auch nicht, wie sein historischer Stichwortgeber, dem Unwissen, dem Versuch, unverstandene äußere und innere Natur durch den praktizierten Ritus einer illusorischen Beeinflussung zugänglich zu machen. Das Streben nach Archaisch aus zweiter Hand verdankt sich vielmehr dem

Bedürfnis nach religiöser und somit quasi natürlicher Gemeinschaft, die den Vereinzelt von der Abstraktheit der säkularisierten kapitalistischen Gesellschaft und ihrem Recht erlösen soll.

Die Konstitution des bürgerlichen Subjekts läßt sich indes nicht mehr völlig aufheben: Der Nachhall der Aufklärung und der individualistische Liberalismus, der die westlichen Gesellschaften maßgeblich prägte, haben zur Folge, daß die Regression hierzulande lieber im Privaten zelebriert wird: Klammheimlich befragt der Börsianer sein Horoskop, ob der entsprechende Tag denn auch für Investitionen günstig sei, Lehrerinnen hören das, was ihnen vermeintlich die Bäume sagen, Ethno-Reisen erfreuen sich großer Beliebtheit beim akademischen Publikum, um endlich wieder Naturmensch in Gemeinschaft mit den Eingeborenen spielen zu können, die selber außerhalb des Ethno-Jobs Jeans und T-Shirt tragen. Die Hoffnung darauf, von einer metaphysischen Instanz doch noch den Sinn des Lebens eingeflüstert zu bekommen, ist es, die Bongo trommelnde Wissenschaftler ebenso anzieht wie linke Revolutionsromantiker oder unermüdlich betende Bigamisten, wohnen sie nun in Utah oder Nigeria.

Wissenschaft des Glaubens

Im Gegensatz zu Utah aber, wo – man denke nur an Salt Lake City – sehr wohl zwischen schnödem Profitinteresse, welches zu verwirklichen auch jedem gläubigen Mormonen oberstes ökonomisches Ziel ist, und der Frömmigkeit am heimischen Herd unterschieden wird, ist dem der Gemeinschaft der Gläubigen verhafteten Moslem in Nigeria und anderswo seine vermeintliche Religion alles: Die Wissenschaft wird vom Mormonen, zwar um Charles Darwin gekürzt, immerhin dafür genutzt, um mit der Produktion und dem Verkauf immer ausgeklügelterer Computerplatinen aus Geld mehr Geld zu machen, während sie im Islam stets hinter den unbegründbaren Glauben an Gott zurücktritt, als bloßes Mittel des Glaubens wie es die Studenten von Harburg demonstrierten. Nicht, wie in aufgeklärten Zeiten, den Lauf der Dinge rational zu erklären helfen soll sie. Wissen, „al áql, die Klugheit“, „welches nicht als Menschenrecht verstanden wird, sondern als Gnade, die Gott den Gläubigen gewährt“, dient vielmehr dazu, „Gottes Ratschluß zu erforschen, indem man seine Zeichen (ajjat) zu lesen versteht. Gottesglaube und wissenschaftliche Forschung bilden im Islam keinen Gegensatz, weil die Vertiefung der Kenntnisse in der Deutung dieser Zeichen, die Gott gegeben hat, zum besseren Verständnis des Univer-

sums führt, das Er geschaffen hat und damit die Einsicht in seine Größe und Schöpfermacht erweitert. Aber nicht alle Muslime, sondern nur die Erwählten sind befähigt, den göttlichen Willen zu erforschen und sich auf diese Weise der Welt der niederen materiellen Interessen und des Zweckdenkens zu entheben.“ (3) Diese „Erkenntnis“, so klärt uns Mernissi, eine der renommiertesten islamischen Feministinnen, begeistert weiter auf, an die Gemeinschaft der ungebildeten Gläubigen weiterzugeben, gehört ebenso zu den Pflichten der „Erwählten“, wie Verstöße gegen die göttliche Ordnung zu ahnden. Nicht Einsicht in die Vernünftigkeit der vermeintlich von Gott gegebenen Gesetze fordert der Mullah von seinen Gläubigen, sondern blinden Gehorsam gegenüber seiner Autorität. Nicht als „Ich“ denkt sich konsequent der Moslem, sondern im „Wir“ der Rechtgläubigen verortet er seine Identität.

Seine Regression ist daher eine kollektive: Da die einstigen Kolonialherren zwar seinerzeit die Warenproduktion für den Weltmarkt, nicht aber die bürgerliche Gesellschaft in ihren Kolonien und Mandatsgebieten etablierten, muß die islamische Erweckungsbewegung nicht in dem Maße wie die christlichen gegen das störrische Beharren der Einzelnen auf ihrem Subjektstatus ankämpfen. Auch wenn in einigen Ländern versucht wurde – der besseren Konkurrenzfähigkeit mit dem Westen wegen – die traditionellen Lebensformen den der kapitalistischen Produktionsweise eher entsprechenden westlichen anzupassen, blieben mit Ausnahme des laizistischen türkischen Staates alle Versuche einer nachholenden Säkularisierung – man denke nur an den heutigen Iran – nur Interimslösungen. Die im islamischen Raum allgegenwärtige Desäkularisierung auch vermeintlich weltlicher Staaten ist somit nicht dem hartnäckigen Widerstand vormoderner Relikte in der Moderne geschuldet, sondern verdankt sich dem Rückfall der Massen in einen Glauben, der zur vermeintlich letzten Bastion gegen Elend und Austauschbarkeit wird: Schuld am eigenen Leid scheint ihnen nicht die verlorene Konkurrenz am Weltmarkt zu sein, sondern der eigene immer noch unvollkommene Glaube. Schleicht man noch häufiger in die Moschee, verbietet man sich endgültig sämtliche irdischen Güter und Freuden, strebt noch konsequenter nach der Reinhaltung der Seele, so denkt sich der gläubige Moslem, dann entsteht vielleicht der ideale islamische Staat, in dem Allah zumindest, selbst wenn er die Not nicht abschafft, doch jeden Gläubigen dem Ungläubigen vorzieht, jeden Reinen dem Unreinen, also selbst dem elendesten Moslem ein Fetzchen Anteil an der Weltherrschaft

des Islam zukommen läßt.

Freudloses Paradies

Doch Allah ist anspruchsvoll, schwer ist es, seinen Ansprüchen zu genügen. Nur ein Trost bleibt den sich unvollkommen dünkenden Gläubigen: Wenn man nur folgsam das hiesige Leben durchlitten hat, steht es einem offen, das Tor zum Paradies – einem Paradies allerdings, welches dem tapferen Asketen zwar endlich die Befriedigung aller auf Erden verbotenen Gelüste verspricht, ihm demnach Grund genug ist für ein Leben für den Tod, aber in einer Art und Weise, die dem Leben auf Erden an Trostlosigkeit in nichts nachsteht.

Nicht die biblische „Auferstehung des Fleisches“, die das paradiesische Leben sich auszumalen der triebgesteuerten Phantasie eines jeden überläßt, wird im Koran freudig verkündet, nein, konkrete Bilder werden geliefert: „Ihnen (den Gläubigen) werden aufwarten Jünglinge, die nicht altern mit Bechern und Krügen und Trinkgefäßen gefüllt aus einem fließenden Born. Keinen Kopfschmerz werden sie davon haben, noch werden sie berauscht sein. Und holdselige Mädchen mit großen herrlichen Augen, gleich verborgenen Perlen, als Belohnung für das, was sie (auf Erden, N.W.) zu tun pflegten.“ (Sure 56, Vers 18-24) (4) Jünglinge, die nur zum Anschauen da sind, Getränke, von denen man nüchtern bleibt, Mädchen, die statt profaner Reize über perlenartige Augen verfügen; ohne Exzeß, freudlos wie auf Erden scheint es zu sein im islamischen Paradies. Doch damit nicht genug: „weibliche Wesen, die vor ihnen weder Dschinn noch Mensch entjungfert hat“ (Sure 55, Vers 54), deren Jungfräulichkeit sich zudem nach jedem Akt auf wundersame Art erneuert, so daß er immer und immer wieder neu Besitz von ihnen ergreifen kann, stehen dem Belohnten zur freien Verfügung. Doch nicht auf Schweinereien darf er sich freuen, sondern auf aseptischen Sex, denn: „darin haben sie gereinigte Gattinnen“ (Sure 2, Vers 25), so ganz ohne Menstruationsblut und Scheidenflüssigkeit. Erscheint schon die männliche Sexualität in repressiver Gestalt, so kommt die weibliche in eigenständiger Perspektive gar nicht erst vor.

Frauen: Nicht Tier, nicht Mensch

Die Freuden, die das Paradies für die Frauen vorsieht, sind ihrer wenige, auch dort sind die Männer die „Herrschenden über die Frauen“ (Sure 4, Vers 35). Gerade einmal von den Qualen der Geburt erlöst, haben diese jenen zu Diensten zu sein,

ganz so wie auf Erden.

Paradiesischen Aufgaben wie irdische Pflichten der Frauen beruhen – wie im übrigen sämtliche Normen und Gesetze, die das Leben der Gemeinschaft regeln – auf den Suren des Korans, den Aussprüchen des Propheten, den Hadiths und den Vorgaben der Scharia. Obwohl sich ihre gesellschaftliche Stellung im Zuge der versuchten Säkularisierung vieler islamischer Staaten – der Name verrät es schon, weltliche und geistliche Obrigkeit waren nie wirklich getrennt – der westlichen zumindest partiell anglich, wurden die Reformen, die die Herrschaft des Korans über sämtliche Lebensbereiche brechen sollten, weder freudig begrüßt noch angenommen – noch nicht einmal von der Mehrzahl der Frauen – und in den letzten Jahrzehnten sogar wieder aus den Gesetzbüchern verbannt. Diejenigen, die den Worten Wahabs folgend für eine idealtypische islamische Gemeinschaft, wie sie zur Zeit des Propheten bestanden haben soll, kämpfen, haben an Zulauf und Einfluß gewonnen und tun es noch, so daß die Stellung der Frau in der Gemeinschaft heute der gleicht, die sie schon im frühen Mittelalter inne hatte.

„Männer sind die Herrschenden über die Frauen“ (Sure 4, Vers 35) und „stehen eine Stufe über den Frauen“ (Sure 2 Vers 229). Die Frau ist nicht Tier aber auch nicht ganz Mensch: „Die Botschaft des Islam (...) geht davon aus, daß die Menschheit nur aus Männern besteht. Die Frauen stehen außerhalb der Menschheit und sind sogar eine Bedrohung für sie.“ (5) Und Bedrohungen müssen bekanntlich kontrolliert werden.

Die Rechte, die den Frauen zugestanden werden, sind daher ihrer wenige: Sie darf der elterlichen Wahl ihres Ehepartners widersprechen, von ihrem Gatten Unterkunft, Körperbedeckung und Nahrung fordern – Luxusgüter werden als überflüssig und dekadent abgetan –, Einspruch erheben, wenn der ihr Angetraute sie übermäßig mißhandelt und sowohl ihren Mann, wie auch ihre Eltern beerben, wenn auch letztere zu einem geringeren Teil als ihre Brüder. Als Gegenleistung für die Zugeständnisse muß sie die sexuellen Gelüste ihres Mannes jederzeit zu befriedigen bereit sein, ihm gegenüber Gehorsam und Demut zeigen, alle Arbeit des Hauses verrichten, Kinder gebären und sie den traditionellen Gebräuchen gemäß erziehen und hat bei alldem keusch und „rein“ sich zu verhalten, um bloß kein fremdes Begehren zu erregen und so die Ehre der ganzen Familie in den Dreck zu ziehen. Zeigt sie sich widerborstig und verweigert dem ihr vor Allah Angetrauten den Beischlaf oder den Gehorsam, darf sie mit Schlägen bestraft werden. Erweist sie sich als unfruchtbar – und als unfruchtbar gilt sie schon, wenn sie dem Manne „bloß“ Töchter schenkt –, kann

sie auch heute noch verstoßen werden. Selbst die Scheidung einzureichen ist ihr hingegen nur in wenigen Ländern gestattet; selbst dort führen solche Frauen fortan das Leben von Aussätzigen. Großmütig, wie sie zu sein hat, darf sie dem Mann sogar dann Geschlechtsverkehr gestatten, wenn er sie zu mißhandeln trachtet: „Und wenn eine Frau von ihrem Mann rohe Behandlung oder Gleichgültigkeit befürchtet, so soll es keine Sünde sein, wenn sie sich auf gezielte Art miteinander versöhnen.“ (Sure 4, Vers 129)

Obwohl aber der Mann mit der Übergabe der Brautgabe auch heute noch gewissermaßen den Besitztitel auf seine Frau erwirbt, ist auch der islamische Familienvater heute kein klassischer Patriarch mehr. Wo einstmal – im Einklang mit der vorherrschenden feudalen Weise der Produktion – der Mann tatsächlich der im Rahmen der Familie nahezu allmächtige Herrscher – der *pater familias* – war, ist der heutige machistische Mann – selbst bloß Ware wie ein jeder – eher eine Karikatur seiner einstigen Gestalt: Sich eher als Despot der Familie denn als ihr irgendwie noch mit Würde behaftetes Oberhaupt aufzuspielen, entspringt gewiß dem Wunsch, die längst vergangenen Verhältnisse, in denen er noch wer war in der Gemeinschaft des Dorfes oder der Nachbarschaft, zumindest im Rahmen der Familie wieder auferstehen zu lassen; aber eben auch nicht als die, die sie waren: Der Anspruch auf Verfügung ohne Verantwortung trägt infantile Züge.

Lust an der Unlust

Kaum besser gestellt als eine Sklavin, herumkommandiert von einem aufgeplusterten Macho, einem Patriarchen aus zweiter Hand: Widerstand, so erwartet man, sollte sich regen unter den islamischen Frauen, doch das Gegenteil ist der Fall: Statt sich ihre Freiheit zu erkämpfen, demonstrieren immer mehr Frauen z.B. in der Türkei dafür, doch endlich wieder überall das Kopftuch, Symbol ihrer Unterordnung, tragen zu dürfen, treten ein für die Bestrafung derjenigen Frauen, die sich den islamischen Vorschriften zu entziehen drohen, trauern laut kreischend und in Massen um diejenigen, die gefallen sind im Kampf für noch mehr Islam und begehen in dessen Namen neuerdings sogar selbst Selbstmordattentate. Unlust und Unterordnung prägen ihr Leben, doch gerade daran heftet sich hysterische Begeisterung: Ein Paradox. Wie kann es sein, daß diese Frauen gegen all ihre Interessen handeln, zumindest die, die die Vernunft unterstellen würde: Interesse an Entfaltung, an Freizügigkeit, an gleichen Rechten, überhaupt an Rechtssicherheit. Religionskritik, die sol-

che vernunftgeleiteten Interessen unterstellt, wird sich am „ungeglaubten Glauben“ die Zähne ausbeißen. Vielmehr muß sie versuchen, jenes Paradox zu erhellen, wie Lust an der Unlust entsteht, wie Libido sich ausgerechnet an ihre Unterdrückung heften kann. Herrschaft und Macht allein, die nicht in das Tribschicksal des einzelnen eingehen, die nicht mit im Inneren gehegten Bedürfnissen amalgamieren, könnten sich nicht halten. Gäbe es den unvermittelten Gegensatz von hie Unterdrückung und dort Befreiungswunsch, wäre die Erscheinung eines Glaubens, der sich selbst nicht glaubt – und darin gleichen sich Nationalsozialismus und moderner Islam aufs Haar – nicht erklärbar. Der Gewinn, den sie verheißen, liegt darin – soweit kann man vorgreifen –, daß sie die „Kulturfeindschaft“, die die Versagungen der Kultur den einzelnen auferlegt, in diese selber aufgenommen haben: Unbearbeitete, asoziale Regungen der frühesten Kindheitsphase eines jeden Menschen in pseudo-religiöse Vorschriften umgewandelt haben. Lust besteht darin, eigene Wünsche an anderen zu bestrafen, die Asozialität zur Grundlage der Sozietät zu erheben. Den Formeln des Islam steht ihre Abkunft aus diesen seelisch-archaischen Tiefen, mehr als in jeder anderen fortgeschrittenen Religion, auf die Stirn geschrieben. Sowohl Inhalt als auch Sprache dieser Formeln schreien ihren psychopathologischen Gehalt geradezu heraus; die Erziehungsregeln liefern eine Erklärung gleich gratis mit. Das paradox scheinende Rätsel, warum offensichtlich Unterdrückte statt zu rebellieren, konformieren und das in einer Form, die offensichtlich eine dubiose Art von Befriedigung verschafft, sollte Materialisten durchaus beschäftigen. Anders gesagt: Unmaterialistisch wäre es, das Subjekt als überall, ewig schon und in Ewigkeit noch aufgeklärt-bürgerliches vorauszusetzen. Psychoanalyse ist in dieser Hinsicht nicht weniger negativ als die Kritik der Politischen Ökonomie: Diese kann auf den Wert nur schließen durch die Kritik am notwendigen Versagen positiver Theorien wie jene nur durch das notwendige Scheitern rational-instrumenteller Herangehensweisen an ein Phänomen wie das Islamismus in ihr Recht gesetzt wird. Über ihr Zentralthema – das Unbewußte – läßt sich so wenig eine positive, beweisbare Aussage machen wie über den Wert; allein die offenkundige Absurdität der Verhältnisse ist ihr „Beweis“ ex negativo.

Befreiung von der Sexualität

Das Tribschicksal von Mädchen – also die Art und Weise der Versagung – ist in der islamischen Gemeinschaft notwendi-

gerweise ein anderes als das von in der westlichen Hemisphäre lebenden, und daher ist auch die Triebstruktur der erwachsenen Frau eine von der Mehrzahl der westlichen Frauen unterschiedene.

Das kleine Mädchen wird in islamischen Familien nur so lange von seiner Mutter gestillt wie es keinen kleinen Bruder hat, dem es das Privileg der Mutterbrust vorrangig zu überlassen hat. In jedem Falle wird nur solange gestillt wie es das bloße Überleben des weiblichen Säuglings verlangt; überhaupt liegt – in Umkehrung der üblichen biologischen Tendenz – die Säuglingssterblichkeit kleiner Mädchen im islamischen Raum wesentlich höher als die kleiner Jungen. (6) Noch geringer als die Überlebenschancen sind die des Mädchens auf Befriedigung: Es muß die Brust, die sich einzuverleiben es gelüftet, früh hergeben lernen. Da sein Körper, welcher ihm als Ganzer Lustobjekt ist, zudem weder häufig gewiegt, gehätschelt und gestreichelt wird – auch dies Privilegien der Söhne –, lernt das kleine Mädchen schon lange bevor es auf die Idee einer vermeintlichen Minderwertigkeit des eigenen Phallus verfallen kann, daß es qua Geburt mit einem Makel behaftet ist: Sein ödipaler Konflikt hat sich vor dessen eigentlichen Eintreten schon längst entschieden.

Nach der frühen Entwöhnung konzentriert sich des kleinen Mädchens Lustsuche auf ein anderes Objekt: Es tritt in die anale Phase ein und verschafft sich mittels des nur von ihm zu kontrollierendem Kotabgangs ein autonomes Vergnügen, an welches sich sein eh schon beschädigter selbstgenügsamer Narzißmus heftet. Doch schon bald wird ihm – qua mütterlicher Autorität – auch diese Quell der Befriedigung genommen: Im Tausch mit dem Lob der Mutter muß es lernen, das Produkt der Befriedigung – das Exkret – dann herzugeben, wenn die Mutter es verlangt: Bisher schon mißachtet, gewahrt es nun, daß nur der Verzicht auf eigene Lustbefriedigung ihm die zumindest wohlwollende Aufmerksamkeit der Mutter sichert. Eine Lektion, die es fortan beherzigen wird.

Doch noch halten sich hartnäckige, wenn auch geschwächte Triebansprüche: In der phallischen Phase versucht es ein letztes Mal, sich eine autonomes Vergnügen zu verschaffen: die klitoridale Befriedigung. Aber auch diese Quell der Lust wird ihm zur verbotenen: Mit der Begründung, ihr Geschlecht sei dreckig, wird ihr verboten, es zu berühren, es anzuschauen, gar an es zu denken. Selbst als „unrein“ gebrandmarkt, entdeckt es, daß ihm fehlt, was ihr Bruder hat und woran all die Aufmerksamkeit und Zuwendung, die ihm zukommen, zu hängen scheinen: einen Penis. Anders als das kleine Mädchen westlicher Herkunft, welchem nun gewahrt wird, daß

ihm das Instrument fehlt, die ersehnte Einheit mit der Mutter – der Welt – wieder herzustellen, hat das moslemische Mädchen allerdings schon lange zuvor aufgehört, diesen Triebanspruch aufrechtzuerhalten. So verschiebt es ihre Libido auf den in der islamischen Welt für sie beinahe unsichtbaren, aber allmächtigen Vater – allmächtig, da nur er der Mutter, die für sie alles ist, Befehle geben darf –, wohlwissend, daß ihm nur eine Möglichkeit offen bleibt, sich die zumindest wohlwollende Aufmerksamkeit des Vaters und seiner Nachfolger zu sichern: Der Verzicht auf eigene Triebbefriedigung. Das Muster, das sich durch das ganze weitere Leben auswirkt, im Bewahren ihrer Jungfräulichkeit, in der Zurückhaltung dem Ehemann und der Keuschheit fremden Männern gegenüber, im Ertragen des Beischlafs, im Gebären ganzer Heerscharen von Söhnen, egal, ob ihr Körper von den vielen Geburten schon ausgelaugt ist oder nicht. All dieser Verzicht wird nie genügen, ihren Geburtsmakel – den der Geburt als Mädchen – auszumerzen, verschafft der Frau aber immerhin – wenn auch subalterne – gesellschaftliche Akzeptanz. Eigene „phallische“ Wünsche, die Befriedigung eigenen Triebes, hat sie aufgegeben und erfährt sie nur als männliche Domäne, etwas, dem man im Falle des eigenen Mannes sich eben beugen muß. Ihr Verlangen kann schwerlich gereizt und sie somit nicht erneut enttäuscht werden. Separiert von der öffentlichen Welt der Männer – nur der eigene Mann darf der Frau von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen – lebt sie fortan in einer Welt voll Frauen und Kinder, die frei ist von den Zumutungen der adulten, manifesten Sexualität. Verharrt sie weiter in Anspruchslosigkeit ist ihr ein zumindest materielles Auskommen sicher, gebiert sie

ausreichend Söhne, die als ihre Ersatzphalli gewissermaßen neben dem ehelichen Leben die einzige Verbindung zur Welt der Männer darstellen, kann sie ihr Leben als geachtetes, wenn auch zweitrangiges Mitglied der Gesellschaft beschließen.

Die westliche Bedrohung

Die westliche Lebensweise erscheint den islamischen Frauen daher auch nicht zufällig als unermeßliche Bedrohung, ihre aggressive Abwehr aller westlichen Lebensart wird zumindest erklärbar: Die vom Westen versprochene Bildung, die verheißene Partizipation an der Konkurrenz der Gleichen, das vermeintlich libidinöse Versprechen, welches von dem unverschleierte und z.T. demonstrativ und provokativ zur Schau gestelltem Fleisch westlicher Frauen ausgeht, scheint ihnen den Schmerz der Verdrängung des eigenen Anspruchs auf Befriedigung der Triebe so stark in Erinnerung zu rufen, daß sie der Konfrontation mit diesen längst verdrängten Ansprüchen die Existenz in der Reizlosigkeit vorzuziehen scheinen. So erklären sich auch die Batallione trauernder Mütter, die hinter den Särgen derer herlaufen, die im Kampf für den Islam ihren Tod selbst gewählt haben: Als Kämpfer im Namen Allahs, als Bewahrer der alten Gesetze scheinen sie den Frauen die Sicherheit zu geben, auch in Zukunft nicht mit den eigenen verdrängten Triebansprüchen sich beschäftigen zu müssen.

Im Unterschied zu der mormonischen Frau in Utah, die als Bürgerin der USA auch deren Gesetzen unterstehen, wird die moslemische erst gar nicht erst für die Gesetze kämpfen, die ihr erlauben würden, ihre Stellung in der Gemeinschaft zu ver-

ändern, ginge dieser Kampf doch einher mit dem Verlust ihres vor Triebansprüchen geschützten Raumes. Doch vielleicht wünscht sich auch manche Frau in Utah, daß ihr Leben weniger beeinflusst wäre von den Gesetzen der bürgerlichen Gesellschaft, denn der Traum von einem Leben jenseits der Ansprüche der Sexualität, ist auch Traum vieler westlicher, auch linker Frauen. (7) Ihnen ist der Schleier, ein Kleidungsstück, welches im Kampf gegen den lästerlichen Westen zum Symbol für die neue national-religiöse Identität der Frauen in der islamischen Welt, im arabischen Raum aber auch im Iran geworden ist, kein größeres Ärgernis: Einerseits spricht die Verschleierung zwar dem Anspruch Hohn, sich „den öffentlichen Raum zurückzuerobern“, als wäre dieser – was immer das auch heißen mag – je ein „weiblicher“ gewesen, andererseits korrespondiert sie einem ihrer innigsten Bedürfnisse: Endlich den Körper auf effektivere Art und Weise als unförmige Schlumpfpullis, kartoffelsackartige Hosen und geschorene Haare es jemals könnten, vor den lusternen Augen der Männer zu verbergen. Oder wie es im Koran heißt: „Sag deinen Gattinnen und Töchtern und den Frauen der Gläubigen, sie sollen, wenn sie austreten, sich etwas von ihrem Gewand über den Kopf herunterziehen. So ist es am ehesten gewährleistet, daß sie als ehrbare Frauen erkannt und darauf nicht belästigt werden.“ (Sure 33, Vers 59) Selbst Anais Nin verherrlichte das Leben der islamischen Frauen, ein Leben ohne Männer, geprägt von im doppelten Sinne auf reine Selbstbezüglichkeit reduzierten Triebansprüchen: „Auch ich liebte es, mich zu verschleiern, und hinter dem Schleier reich, und unerschöpflich, labyrinthisch, in immer neuen Visionen verlor ich mich selbst. Eine Leidenschaft für das

Impressum

Die *Bahamas* erscheint alle 3–4 Monate.
Redaktion: Postfach 62 06 28, 10796 Berlin
Tel./Fax: 030 / 623 69 44
e-mail: mail@redaktion-bahamas.org
http://www.redaktion-bahamas.org
Preis: Einzelheft 4 EURO, nur Vorauskasse in Briefmarken oder auf unser Konto:
Bahamas, Berliner Volksbank
Kto.:5700663002, BLZ: 100 900 00
V.i.S.d.P.: Karl Nele
Titelgestaltung: Marinus Wertmüller
Eigendruck im Selbstverlag
Eigentumsvorbehalt: Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitschrift so lange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. „Zur-Habnahme“ ist keine persönliche Aushändigung im Sinne dieses Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Abobestellung

Hiermit bestelle ich die *Bahamas*. Das Abo gilt für je drei Ausgaben, verlängert sich automatisch und ist jederzeit schriftlich kündbar. Das Abo kostet zur Zeit 12 EURO für 3 Ausgaben im In- und Ausland. Bei Rechnungsstellung und Mahnung berechnen wir 1 EURO mehr. Für Wiederverkäufer gelten Sonderkonditionen.

Name:

Abobeginn mit *Bahamas* Nr.:

Straße:

Ich will ein Förderabo für 22 EURO

PLZ/Ort:

Ich zahle per Einzugsermächtigung

Telefon:

Ich habe das Geld überwiesen

Hiermit ermächtige ich die *Bahamas*, jeweils den Preis für drei Nummern der *Bahamas* im voraus von meinem Konto abzubuchen (ab 5 Exemplare buchen wir auf Wunsch ausgabenweise ab).

KontoinhaberIn:

Konto Nr.:

Bank:

Bankleitzahl:

Ort/Datum:

Unterschrift:

Geheimnis, das Unbekannte, das Unendliche, das Gesetzlose“ (8), schreibt sie und strickt damit an einer verbreiteten Wunschvorstellung: Islamische Frauen hätten sich eine „weibliche Parallelkultur“ gegen die herrschende männliche aufgebaut, z.B. sei das Hamam ein Ort weiblicher Ausschweifungen, geradeso als wüsste keine Frau irgendetwas sehnlicher, als sich endlich der vom Phallus befreiten und so zu bloßer Zärtlichkeit transformierten Sexualität hinzugeben und als sei das Leben der islamischen Frauen weder von der Mühsal bestimmt, die Reproduktion der gesamten Familie zu organisieren und als sei das Hamam mehr als ein Ort, an welchem Klatsch und Kochtips ausgetauscht und potentielle Ehepartner für die eigenen Kinder begutachtet und ausgewählt werden. Daß dort den körperfeindlichen, rigiden Reinigungsvorschriften des Islam entsprochen wird, ist schon gar kein Thema für Islam-Romantikerinnen.

Der infantile Mann

Im Gegensatz zum islamischen Mädchen, welches den Anspruch auf eigene Befriedigung früh aufzugeben lernt, kennt der Junge nichts anderes: Gestillt wird er bis zu seinem – da unterscheiden sich die einzelnen Sekten des Islam – dritten bis achten Lebensjahr. Zudem ist er der Augapfel der Mutter, der nur das Gebären von Söhnen schließlich gesellschaftliche Anerkennung verschafft. Er wird von ihr beständig geschaukelt, gewiegt, gehätschelt und verwöhnt. Da er so erst sehr spät lernt durch die Entwöhnung von der Mutterbrust, das Objekt seiner Lust herzugeben, erlebt er die Welt als eine, die bloß der Befriedigung seiner Triebe zu dienen scheint. Seine infantile Phantasie, daß die Welt eins mit ihm, er also die Welt sei, wird nicht gebrochen, sein infantiler Anspruch auf Allmacht bleibt ungebrochen erhalten.

So tauscht seine Lustsuche im Übergang in die anale Phase nicht eine neue gegen eine verlorene Lustquelle ein, sondern erschließt sich eine zusätzliche. Die Mutter fordert zwar auch von ihm, dann aufs Töpfchen zu gehen, wenn sie es wünscht – selbst der aufopferungsvollsten Mutter vergeht irgendwann die Lust am Wickeln des Kindes –, doch beeinflusst ihn dieses Gebot in anderer Art und Weise als das kleine Mädchen: Er, der der Mutter alles ist, ist nicht darauf angewiesen, sich ihre Zuneigung zu ertauschen. Er lernt vielmehr die Befriedigung kennen, die es ihm verschafft, den Kot aufzustauen und erst dann herzugeben, wenn die Lust am größten ist. Da es aber auch ihm verboten ist, vom sichtbaren Produkt seiner Befriedigung, dem Kot, dann zu lassen, wann es

ihm beliebt, er gar bestraft wird, wenn er sein Häufchen dann und dort plazierte, wie es ihm gelüftet, heftet sich Unlust an dieses materielle Produkt seiner Lust; fortan gerät jede Form der Entäußerung seiner selbst unters Verbot. Zeit seines Lebens wird er größte Befriedigung daraus ziehen, sich die Außenwelt – ähnlich der Mutterbrust – einzuverleiben und zugleich ganz bei sich zu sein und zu bleiben, d.h. nichts von sich nach außen dringen zu lassen. Kurz: weiterhin sich selbst als die Welt zu betrachten und daher die Außenwelt notwendig als Feind.

Bei jeder Gelegenheit gibt die Familie dem kleinen Jungen das Gefühl, daß seine Geburt ein Segen Gottes war, und da er – im Gegensatz zum kleinen Mädchen – dazu angehalten wird, seinem Genitalbereich große Aufmerksamkeit zu widmen, wird ihm auch bald klar, was es ist, das seine Vorrangstellung begründet: Sein Penis, welcher ihm nicht nur Quell der Lust ist, sondern der im Hamam und zu Hause von der Mutter, den Schwestern, Cousinen und Tanten bewundert, getätschelt und gestreichelt wird, während diese zugleich in Gesängen seine zukünftige Potenz verherrlichen. Da der Penis der Quell seiner Großartigkeit ist, darf der kleine Junge mit ihm spielen, wann immer es ihm beliebt; die in der westlichen Zivilisation dem kleinen Jungen bei übermäßiger Beschäftigung mit seinem Penis suggerierte Kastrationsdrohung bleibt aus. Nicht, wie in westlichen Gesellschaften zu beobachten, in die Fußstapfen des Vaters will der kleine Junge nun treten, sondern es erscheint ihm, als ersetze er bereits den Vater. Dem sich allmächtig wählenden Jungen wird seine Mutter Zeit seines Lebens Objekt der geheimsten erotischen Träume bleiben, denn schließlich: „Der Schlüssel zum Paradies liegt zu Füßen der Mutter.“ (9) Der übermächtige, aber verbotene Wunsch wird dem Moslem zum schlimmsten Vergehen und zum Anlaß wahrer Strafphantasmagorien. „Sex mit der eigenen Mutter an der Ka'aba“ ist ihm die größte aller vorstellbaren Sünden, „Ey, ich fick Deine Mutter“, größte Beleidigung.

Die Beschneidung setzt seinen Genitalbereich endgültig vor aller Welt in Szene, doch bringt ihm dieser Initiationsritus nicht nur Geschenke: Der fast schon zum Jüngling herangewachsene Junge wird von einem Tag auf den anderen vom Rockzipfel seiner Mutter gerissen, ihm der Umgang mit den Frauen versagt, damit er bloß nicht deren schlechten Gewohnheiten annehme. Fortan muß der kleine verhätschelte Junge ihm völlig unbekannte männliche Tugenden an den Tag legen: Er muß in der Schule lernen – d.h. etwas unter Anstrengungen aufnehmen, statt es sich lustvoll einzuverleiben – und vor allem, sich plötzlich in einer Welt bewähren, in der alle qua

Geburt Privilegierte und damit Konkurrenten sind, in der er als ein Penisträger unter anderen fortwährend seine ganz besondere Männlichkeit unter Beweis stellen muß. Welch narzißtische Kränkung!

Zwang zur Einverleibung – Verbot der Entäußerung

Ungeachtet des Mangels an Frauen – der Jüngling darf nur den ihm eng verwandten Frauen wortwörtlich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen, und diese unterliegen dem Inzesttabu – entdeckt er eines Tages, daß in der Länge und dem Umfang seines Penis seine Verführungskraft zu liegen scheint, und „er wächst hinein in jenen ‚Kult‘ des Phallus, der fortan ‚Stock‘, ‚spitzer Säbel‘ oder ‚Vagina-(Mösen-)schlüssel‘ heißt.“ (10) Bei all dem Geprahle mit der eigenen Potenz und dem Erfolg, den man bei denen habe, die eh unerreichbar sind, schleicht sich die Vermutung ein, daß so bloß das niedergeschrien wird, was nicht sein darf: Die homoerotische Anziehung zwischen den jungen Männern, die sich in einer Gemeinschaft, in der Frauen nur als Unsichtbare, da verschleierte, vorkommen, nahezu zwangsläufig entwickelt.

Der, wie Freud ihn nennt, erwachsene Anal-Sadistische-Charakter kann sich seine genitale Sexualität nur in Kategorien vorstellen, die seiner infantilen Sexualität entsprechen. Die introjizierte mütterliche Autorität, gepaart mit dem Schuldbewußtsein, auch nach dem Verbot noch Verlangen nach der analen Triebbefriedigung verspürt zu haben, läßt ihm jedes nach außen dringende Körpersekret zum verbotenen Kot werden, welches schnell – da unrein und schmutzig – entfernt werden muß. So ist es Pflicht der gläubigen Moslems, mittels der „kleinen Waschung“, der wudhu, von Schweiß, Färzen, Rülpsern und Ausscheidungen sich zu reinigen, so er den heiligen Verpflichtungen des Moslems nachzukommen gedenkt: dem Gebet, dem Fasten, dem Betreten der Moschee.

Zur „großen Reinigung“, der ghusl, muß geschritten werden, so der Mann seiner Frau beizuschlafen trachtet. Kommt es dabei zum Koitus, müssen beide ihren ganzen Körper schrubben, wird auf ihn verzichtet, reicht es, die Körperteile zu waschen, die mit dem Partner in Berührung gekommen sind, bevor wieder in die Moschee gegangen werden darf. Möchte der Mann seine Frau zweimal begatten – nach den Wünschen seiner Frau braucht er gar nicht erst zu fragen –, muß zwischen den Akten ebenfalls eine ghusl erfolgen. Konsequenter gilt ein Mann, der sich häufig wäscht, als einer von großer Potenz und genießt allseits Bewunderung.

Die einstige verbotene Lust am aufge-

schoben Kotabgang, die vom Erwachsenen nicht mehr intensiv empfunden wird, findet nun im Samenerguß seine Entsprechung. Aufgrund des Mechanismus von Lust, Verbot und Schuldgefühl wird nun der Samen zu etwas, was schnellstens entfernt werden muß, um bloß kein Zeugnis vom verbotenen Tun zu hinterlassen.

Die Menstruation der Frau, die nicht zu kontrollierende Abstoßung von Blut und Schleim, wird eben deshalb als besonders unrein angesehen, gerade so, als verschaffe die monatliche Blutung der Frau nicht Schmerzen, sondern ein alle Grenzen niederreißendes Lusterlebnis. Menstruierende Frauen dürfen konsequent auch nicht an den täglichen Gebeten teilnehmen, die Moschee nicht betreten, nicht fasten, da ihr beständig fließendes Blut all diese heiligen Vorgänge beschmutze. Auch der eheliche Verkehr ist ihr untersagt: „Und man fragt Dich nach der Menstruation: Sag: Sie ist eine Plage. Darum haltet Euch fern und kommt ihnen nicht zu nah, bis sie wieder rein sind! Wenn sie sich wieder gereinigt haben, dann geht zu ihnen, wie Allah es Euch befohlen hat. (...) Allah liebt die, die sich reinigen!“ (Sure 2, Vers 223) Gebet und Reinigung, Gehorsam und Schuldbewußtsein, sind unerlässlich, um das zu erreichen, was al-Ghazali als höchstes Ziel des Gläubigen formuliert: „den Seelenfrieden und die Beherrschung des Körpers“, welcher keine Entäußerung seiner selbst duldet.

Die anale, hermetische Abgeschlossenheit des eigenen Körpers gegen die Außenwelt und der orale Drang nach grenzenloser Einverleibung dieser Außenwelt sind die beiden Grundzüge der infantilen Sexualität des gläubigen Moslems. So ist es für den herangewachsenen Mann unerlässlich, der erste zu sein, der sich seiner ihm Angetrauten, im Akt der Penetration – welcher als zwar unrein, aber dennoch notwendig angesehen wird – bemächtigt. Daß die Frau oftmals weitaus jünger ist als der Mann und, bis auf das Haupthaar, gänzlich ohne Haare zu sein hat, zeigt nur einmal mehr, daß es nicht Ziel des moslemischen Gatten ist – welchem auch mit 40 Lenzen auf dem Buckel noch nachgesehen wird, wenn er sich wie ein Kind benimmt (11) –, mit einer ihm ebenbürtigen Partne-

rin sich ekstatisch im Spiel der Lust zu verlieren, sondern, daß ihm bloß danach gelüftet, etwas, was so kindlich erscheint, wie er ist, sich einzuverleiben. Schwanger werden soll sie beim Akt, die Frau, und mit der Geburt von einem, zweier, dreier, ganz vieler Söhne beredtes Zeugnis von der Potenz des Mannes ablegen, schließlich steht auch schon im Koran: „Eure Frauen sind Euch ein Saatfeld. Geht zu diesem Saatfeld, wann immer ihr wollt.“ (Sure 2, Vers 224) Beackern soll er sie, obgleich ihm körperliche Arbeit, schließlich auch eine Entäußerung seiner selbst, ansonsten als Zumutung galt und gilt und die mühsame Feldarbeit traditionell Beschäftigung der Frau war. Der moslemische Mann gefiel sich seit jeher und mit Grund besser in der Rolle des Kleinhändlers und des großen Caféhausphilosophen und -politikers. (12) Als solcher wacht er auch über die Ehre der Familie. Nicht aber seine Moralität ist ausschlaggebend für den Ruf der Familie, sondern die seiner Frauen und Töchter: Keusch und bescheiden sollen sie sich verhalten, und das Bewahren der Jungfräulichkeit muß letzteren höchstes Ziel sein. Nicht nur wieder der einzige und erste wie einst im Knabenalter zu sein, suggeriert dem Mann die ewige Jungfräulichkeit, sondern die Sicherheit vor weiblichen Triebansprüchen gegen ihn, glaubt doch auch der Moslem in komplett ver-rückter, projektiver Wendung an die ewige und prinzipielle Sündhaftigkeit der Nachfolgerinnen Evas.

Zivilisationsfeindlichkeit

Dem moslemischen Mann darf nichts in Widerspruch geraten zu sich selbst, nichts Äußeres ihn irritieren, nichts von ihm Kommendes nach Außen dringen. Seine heilige Schrift hat ihm Vorbild zu sein: „Der Koran ist in sich widerspruchsfrei und im Einklang mit den Gesetzen der Wissenschaft und der Natur.“ (13) Ohne Widerspruch soll auch sein Triebleben sein, erlaubt, aber streng reglementiert, gezähmt, aber doch wild gewünscht. Ohne Widerspruch soll die Gesellschaft sein, in der er lebt, die überlieferte Gemeinschaft unhinterfragt übernommen werden, durch kei-

nen Kampf für bessere Lebensbedingungen mit den Traditionen gebrochen werden. Starr soll es sein, sein Leben, ohne Anspruch und Veränderung, ohne Fortschritt, denn dieser erwächst schließlich erst aus Widersprüchen. Was nicht sein darf, kann nicht sein und muß bekämpft werden: Die Irritation durch die mühsam beherrschten Triebe. Die Partnerin beim Sex darf keine sein, die sich als eine andere behauptet, für sich Befriedigung fordert und somit im Widerspruch zur einheitlichen Person des Mannes steht, sondern muß gefügiges Objekt sein. Alle – und das sind viele – verbotenen eigenen Wünsche, alle verbotenen Träume werden projiziert auf die Welt der Ungläubigen, die westliche, alle Aggression, erwachsen aus der eigenen Versagung, dem begehrten Verbotenen und dem verbotenen Begehren, konzentriert sich auf das klassische Sinnbild westlicher Dekadenz: die Juden, die Israelis, von denen, wie Said Qutb sagt, die ganze westliche Welt gelernt habe, „die sinnlichen Bedürfnisse zu befreien“ und so die gläubigen Moslems in den Schmutz zu stoßen beabsichtige; die das über Jahrhunderte unfruchtbare Land des Nahen Ostens durch körperliche und geistige Veräußerung in blühende Landschaften verwandelt haben und deren Staat gewordene Gesellschaft den Menschen der arabischen Gemeinschaft permanent eine widersprüchliche, auf Fortschritt bedachte Kultur vor Augen führt, deren Mitglieder nach individuellem Glück streben. Da sie die westliche Welt, konkretisiert in den Juden, nicht verdrängen können, wie die eigenen Triebansprüche, diese vielmehr mit aller Macht auf eine Einlösung drängen, können sie sie nicht ignorieren, den Juden und den Westen. Das Begehrte zu zerstören ist dann die einzige verbleibende Annäherung ans Objekt; so werden sie nicht lassen können von Israel, von der dekadenten Welt überhaupt. Daß in erster Linie aber die Juden in die reinigenden Fluten des Meeres getrieben werden müssen – das ist die Quintessenz der „islamischen Erneuerung“, die dabei ist, das größte psychopathologische Kollektiv zu formen, das die Welt bis jetzt gesehen hat.

Natascha Wilting

Anmerkungen:

- 1) M. Horkheimer, Th. Adorno, Dialektik der Aufklärung, Ffm. 1988, S186
- 2) Uli Krug, Gegenauflösung und Islam, in: BAHAMAS Nr. 36, S. 25
- 3) Fatema Mernissi, Die vergessene Macht – Frauen im Wandel der islamischen Welt, Berlin 1993, S. 174f
- 4) alle Zitate aus dem Koran, hier und im folgenden, sind der Übersetzung von Hazrat Mirza Tahir Ahmad, Imam und Oberhaupt des Ahmadiyya Muslim Jamaat entnommen
- 5) Mernissi, Geschlecht, Ideologie, Islam, S.

31, zitiert nach: Heller/Mosbahi, Hinter den Schleiern des Islam, München 1993

6) Vgl. Naila Mina, Schwestern unterm Halbmond, Stuttgart 1984

7) Vgl. auch T. Treptow, M. Marzahn, Belästigung durch das Geschlecht, in: BAHAMAS Nr. 34

8) Anais Nin, Die Tagebücher Bd. 2, S. 78

9) Mohammed, zitiert nach Heller/Mosbahi, A.a.O., S. 84

10) dieselben, S. 189

11) Vgl. Juliette Minces, Verschleiert – Frauen im Islam, Hamburg 1992, S. 47

12) Um einem Mißverständnis vorzubeugen: Nicht dem Ideal der produktiven Arbeit hängt die Autorin an, und auch nicht zur Arbeit unfähig betrachtet sie den islamischen Mann. Anliegen ist es ihr nur, zu erklären, daß ihm psychisch jegliche Affinität zu Arbeit und Fortschritt abgeht, da beide eien Veräußerung seiner selbst zur Folge hätten, welche ihm zuwider ist.

13) Hrsgb. Hazrat Mirza Tahir Ahmad, Imam und Oberhaupt des Ahmadiyya Muslim Jamaat in der BRD, Der heilige Koran, Ffm 2001, Vorwort